

(Nachdruck verboten.)

26]

Der Müllerhannes.

Roman aus der Eifel von Clara Diebig.

XV.

Ziegen bleiben sollte die Tina, so lange es ihr gefiel — das hatte Hannes dazumal gewollt; nun lag sie schon sehr lange. Zu lange. Wenn sie auch nicht viel hatte schaffen können, geschafft hatte sie doch wenigstens nach Kräften; nun war keine andre ordnende Hand in der Küche mehr. Die Magd war träge und gehörte nicht zu den Reimlichen; man schafft auch nicht gern, wenn einem nichts von allem zu eigen gehört. Alle paar Wochen wechselte jetzt der Knecht — der Herr war unwirsch und schelten lassen will man sich doch nicht von einem, der selber nichts thut.

Der erste Sommer nach dem Tode der Frau war ein schwüler gewesen. Unerträgliche Hitze hatte über der Thalschlucht gebrüht und das Maarbäckchen ausgetrocknet. Fische waren nicht mehr darin und unter den großen Steinen hatten garstige Kröten anstatt der schön getupften Forellen Unterschlupf gefunden. Auch die kleine Kyll war dürftig, und was noch an Wasser in ihr war, hielten die weißen Mühlen aufgestaut.

Dürr lagen die sonst stets feuchten Wiesen — von der ersten Mahd war kein Heu eingethan.

Hannes hatte nur die junge „Fuh“^{*)} behalten können, seine andren beiden Kühe verkaufen müssen. Viel zu billig. Das Feiltschen und Drücken war eben nicht seine Sache, und überdies, wer verkaufen muß, muß am Ende noch froh sein über jedes, was er bekommt.

Das für die Kühe erlöste Geld hatte zur ersten Anzahlung genügt für Frau Tinas Grabdenkmal. Sold^{*)} ein prachtvoller Leichenstein war noch nie auf dem Kirchhof von Maarfelden gewesen; massig, aus Granitstein gehauen, hob er sich zwischen all den geringen Kreuzen und Kreuzchen, — „Ruhe sanft“ stand in Goldschrift darauf zu lesen, und unter dem Namen und dem Jahrestag der Verstorbenen der Name dessen, der ihn ihr hatte setzen lassen. Die Maarfeldener konnten nicht genug staunen über das prachtvolle Monument, und nicht aufhören, sich zu wundern; dem Hannes aber war's eine gewisse Genugthuung. Das war er der Frau doch schuldig gewesen. Nun, da der teure Leichenstein auf ihrem schmalen Grabe stand, fühlte er sich ruhiger; er hörte nicht mehr das mahnende, klagende, beschwörende: „Rühr mich net an!“ durch die dunklen Stuben zittern. In der ersten Zeit, als der Stein gesetzt worden, war er fast täglich hinaufgegangen und hatte sich den betrachtet; jetzt ging er nicht mehr so häufig hin. Am Allerseelentage hieß er die Fränz das Grab schmücken, aber dann kam der lange Winter und der Kirchhof war zugeschnitten und der Weg beschwerlich.

Und mit dem neuen Frühjahr kamen neue Sorgen. Jetzt ging's schon um's tägliche Brot, das heißt, des Brotes war noch immer genug da, aber die Zuthaten dazu, die Butter, der Schinken, der Käse fehlten oft.

Die Fränz wirtschaftete. Sie war nun schon alt genug dazu und verständig genug hätte sie auch sein können. Aber wenn sie den Rock auch schon lang trug, ihre Füße steckten noch in den Kinderstüben. Sollte sie die Kuh weiden, raffte sie, wenn's keiner sah, den Rock und sprang pfeifend die Galden empor, zog ihn dann, oben angelangt, über'n Kopf zu sammen und rollte sich so, lachend, pfeilgeschwind wieder zu Thal. Freilich, zuweilen sah sie auch, eine ganz Erwachsene, nachdenklich auf dem Schemel in der Küche und sah starren Auges in die verlodernde Glut des Herdloches. Dann dachte sie, sie wußte selbst nicht was. Die verlassene Stille umher quälte sie.

In der Mühle war gar nichts mehr zu thun. Nur die Mäuse trieben ihr Wesen in der leeren Mehlstube und hufchten von da, weil sie nichts mehr fanden, durchs Haus. Der Müller machte einen Sport daraus, in den langen Nächten, in denen er ruhelos umherging, den Nero ihnen auf den Pelz zu heben. Die Jagd zerstreute ihn. Sonst quälten ihn die Sorgen, die

kamen immer wieder, zudringlicher noch als die Mäuse, hufchten durch seinen Kopf und nagten hier, nagten dort. Wie viel Schulden er jetzt eigentlich hatte, das wußte er selber nicht mehr. Da war kein Durchfinden. Zu Stunden, in denen die Sonne schien, konnte er wohl die Achseln zucken — ä was, es würde sich schon ein Ausweg finden! — Aber in Stunden, in denen es finstern war, stüßte er schwer den Kopf. Dann suchte er sich Mut zu trinken.

Früher hatte er bei Wein und Bier gefessen, jetzt trank er den billigen Schnaps. Er schämte sich zwar des ersten Schnapsrausches, der dückte ihn zu gemein, aber er schickte doch wieder die Fränz ins Dorf und ließ sich eine neue Flasche kaufen. In Maarfelden wurde es bald ruchbar, nun soff der Müllerhannes auch noch!

Nun war's bald alle mit ihm! Und in halb schadenfroher, halb bedauernder Reugier ließen die Mähder die Sensen rasten und gafften nach dem schweren Mann, wenn er, was selten genug geschah, einsam durch sein Wiesenland tappte, mit dem Stoc fühlend, wo das Pfädchen führte.

Bald würde der schöne „Besch“^{*)} auch nicht mehr sein gehören. Die Acker auf der Höh waren schon gepflündet, wie lange noch und die Wiese im Thal folgte denen nach?!

Kein Pferd stand mehr im Stall. Die beiden runden Braunen und der Fuchs waren verkauft, es war ja doch längst kein Mehl mehr zu den Kunden herumzuführen und das Chaischen, mit dem der Herr sonst flott, bald hier, bald dort durchs Eifelland kutscherte, war in Trümmer gegangen an jenem Unglückstag. Es lag noch zerbrochen in einem Winkel des Schuppens, niemand dachte daran, es zusammenzulegen zu lassen. Ein Knecht war auch nicht mehr da; kein Mensch sah auf dem Hof nach dem Rechten.

Des Hannes Augenlicht wurde immer schlechter, wenn er sich noch so sehr anstrengte, die tiefen blauen Fernen der Wälder ahnte sein Blick nicht mehr, die Kraterköpfe auf dem Rosenberg, schimmernd im purpurnen Abendlicht, konnte er nicht mehr finden. Aber er hätte sich's nicht anmerken lassen, daß er schlecht sah, selbst vor der Fränz nicht, vor seiner Mutter nicht, auch nicht vor seinem Alten. Es sollte ihn keiner bemitleiden. Pah, Mitleid schenkt man nur Armen, — er war des nicht bedürftig, nein, nein!

Eine heftige Angst packte ihn beim Gedanken, daß einer ihm nachschauen möchte mit betäublichem Kopfschütteln, daß einer einen Seufzer des Mitgeföhls ihm nachsenden könnte. Das Blut schoß ihm heiß zu Kopf, stellte er sich das vor. Nein, niemand sollte ihn leiden sehen! Seine Augenschwäche erschien ihm als jämmerliches Gebrechen, dessen er sich zu schämen hatte. Unwirsch stieß er den Vater zurück, der das Fragen nicht lassen konnte. Wie es ihm ging? Ei, zum Teufel noch mal, sehr gut! Sah's der Alte denn nicht, wie dick er war, so fett wie ein Hammel!

„Gahaha — hohoho!“

Der Mühlen-Matthes zergrämte sich schier. Bis vor kurzem war er trotz des gebückten Rückens noch immer ein ansehnlicher Alter gewesen, jetzt ward er rasch ein Greis. Im Wind wehte sein schlohweißes Haar und seine Baden waren durchschrumpelt, wie die eines welken, viel zu lang aufgehobenen Apfels. Mürrisch sah er daheim im dunkelsten Eck. Seit die schönen, runden Braunen aus dem Mühlenstall abgeführt worden, seit das Dach der Mühle, das ein böser Wintersturm abgedeckt, nicht bloß teilweise ausgeflückt, sondern ganz und gar mit Stroh gedeckt worden war, seit fremde Leute Kartoffeln ernteten auf der Flur, die seit Jahren und Jahren immer Mühlenflur gewesen, und fremde Mähder, voreilig sich bezahlt machend für geliebtes Geld, das Gras schnitten auf seines, Hannes Wiesenland, traute er sich am Tage nicht mehr auf die Dorfgasse.

Nur wenn's dunkelte, schlief er aus; dann machte er seinen gewohnten Gang, den er nie unterließ, mochte ihn der Regen durchnässen oder der Wind schütteln. Er ging immer zur Mühle.

Da sah sein Sohn ganz allein in der Stube, die Ellbogen auf den Tisch gestemmt, den Kopf in die Hände gestützt und sagte kein Wort. Auch er sagte kein Wort — er hatte sich nun doch mit der Zeit das Fragen: „Wie geht et denn eweil, Hannes?“ abgewöhnt — aber er sehte sich seinem Jung' gegen-

*) Fuchsiges Kuh.

*) Wiesenland.

über, that, als ob er ihn gar nicht ansähe, und sah ihn doch
Kasten aufgethan, jetzt konnte er ihm nur noch sein Herz
umherwand an. Früher hatte er dem Hannes immer den
aufstun.

Langsam strichen die Stunden und doch zu rasch — sie
zuckten jedesmal beide zusammen, wenn der Ruckuck drüben
an der Wand den Kopf aus der alten Uhr steckte, sein „Ruckuck-
Ruckuck“ schrie und — klapp — wieder das Thürchen zuwarf.
Schon wieder eine Stunde hin und wieder eine, wieder eine
näher dem — dem — sie wagten es nicht auszuweisen, ge-
schweige denn auszusprechen, aber der völlige Ruin stand ihnen
so deutlich vor Augen, so nah, wie sie jetzt einander sahen, —
mit den erschrocknen Blicken, wenige Spannen, nur den Tisch
breit, entfernt.

Der Greis hoffte zuvor jedoch auf das Grab, das war die
einzige Rettung, die er sich denken konnte.

Der Mann jedoch gab sich noch nicht so willig drein.
Wenn der Hannes hätte sagen sollen, auf was er denn eigentlich
hoffe, hätte er's nicht sagen können; aber da war so manches,
auf was er sich noch verließ. War er denn nicht einer, dem die
Sonne immer voll geschienen, wenn sie andren nicht einmal
ein Strahlchen gezeigt? Ei, er war doch der Müllerhannes,
ja, noch war er's, bei Gott, er war's noch!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Berliner Weisbier.

Bierähnliche Produkte verstanden schon die ältesten Kulturvölker
aus Cerealien durch Gärungsprozesse zu gewinnen; so ist es denn
erklärlich, daß von dem König Osiris berichtet wird, daß er um das
Jahr 1960 v. Chr. in Aegypten ein aus gemaltem Getreide her-
gestelltes Bier einführt. Die von Aeschylus (720 v. Chr.) und von
Herodot (450 v. Chr.) erwähnten Orientweine dürften sicher bier-
ähnliche Getränke gewesen sein. Von Plinius (23 bis 79 n. Chr.)
wissen wir, daß die Spanier und Gallier das Bier, das sie Cerevisia
nannten, als beliebtes Getränk kannten.

Im Laufe der Zeit haben sich nun verschiedene lokale Biere eine
mehr oder minder große Berühmtheit und Verbreitung erzwungen.
Zunehmend läßt sich nicht verkennen, daß jetzt die Tendenz des Groß-
brauereibetriebes dahin geht, die lokalen Biere zu Gunsten der nation-
alen und der internationalen Biere möglichst zurückzudrängen.
Lokale Biere, die heute noch in Deutschland eine gewisse Bedeutung
haben, sind hauptsächlich: Braunschweiger Mumme, Danziger Hopfen-
bier mit sehr stark eingebrauter Würze von 40 bis 50 Proz. Extrakt,
Richterbainer, Leipziger oder richtiger Döllnitzer Gose, Gräber, Pots-
damer Stangenbier und endlich Berliner Weisbier. Wenn sich auch
das Berliner Specialerzeugnis bisher von allen lokalen Bieren noch
immer am besten behauptet hat, so ist doch sein Rückgang unver-
kennbar.

In der letzten Sitzung des „Berliner Bezirksvereins deutscher
Chemiker“ hielt nun Herr Dr. N. Sasse einen Vortrag über die
besonderen Eigenschaften dieses lokalen Bieres, das er folgendermaßen
definierte: Berliner Weisbier ist ein gegohrenes, meistens noch in
schwacher Nachgärung befindliches Getränk aus gekeimtem Getreide
(Malz) unter Zuhilfenahme von Wasser und Hefe und meistens auch
von Hopfen; dieses Getränk enthält neben Alkohol und Kohlensäure
noch einen nicht unerheblichen Anteil unvergohrener Extraktbestand-
teile.

Der Brauprozess des Weisbiers zerfällt in die drei Stadien:
Mälzerei, Gewinnung der Würze und Gärung. Das für Weisbier
benutzte Malz wird meist aus einem Gemisch von zwei Drittel bis
drei Viertel Weizen und ein Viertel bis ein Drittel Gerste gewonnen.
Das Getreide wird im Weichstod 48 bis 72 Stunden lang mit Wasser
zum Quellen gebracht, wodurch die löslichen Bestandteile gelöst werden,
so daß nachher nur noch 1 Prozent Erodensubstanz verbleibt. Da
lösliche Eiweißstoffe in das Quellwasser übergehen, so muß dieses oft
gewechselt werden; weil es für das Getreide schädlich ist, wenn es
lange unter Luftabschluß verbleibt, pflegt man neuerdings vielfach
für kräftige Luftzufuhr zu sorgen. Der Wassergehalt, der im Roh-
getreide etwa 12 bis 16 Prozent beträgt, ist durch das Quellen auf
etwa 45 bis 48 Prozent gestiegen.

Das so vorbereitete Malzgetreide kommt nun auf die Tenne, wo
man es der Keimung überläßt; da diese mit bedeutender Wärme-
entwicklung verbunden ist und eine zu hohe Temperatur den Keim-
prozess schädigt, so wird das auf der Tenne befindliche Getreide durch
Umschaukeln in gewissen Temperaturgrenzen erhalten. Auf der
Tenne nimmt der Wassergehalt ab und die Keime verwelken. In
5 Tagen ist Weizen und in 7 bis 10 Tagen Gerste so weit, daß man
es leicht zwischen den Fingern zerreiben kann, und der Brauer pflegt
dann zu sagen: „Das Korn hat Auflösung“.

Aus dem Grünmalz, das immer noch etwa 40 Prozent Wasser-
gehalt besitzt, wird nun durch den Darrprozess Dauerware gewonnen,
indem man durch Zufuhr künstlicher Wärme den Wassergehalt bis
auf 2—3 Prozent herabsetzt. Das so erhaltene Malz ist nun jahre-
lang haltbar. Die Würze wird gewonnen, indem man das Malz-
gemisch zwischen Walzen zu Schrot zerquetscht und es dann mit etwa
der 2/3-fachen Wassermenge von 30 bis 40 Grad Celsius versetzt.

Durch Kochen von zwei bis drei Malzigen wird die Temperatur all-
mählich auf etwa 75 Grad Celsius gebracht, worauf man die Würze
zur Abläuterung in einen andren Bottich bringt. Das bei der Her-
stellung andrer Bierarten übliche Kochen der Würze mit Hopfen fällt
fort, dafür wird schon beim Einmälzen pro Centner Malz drei
Viertel Pfund Hopfen zugesetzt. Die gewonnene Würze schmeckt
intensiv süß und schwach nach Hopfen.

Zur Gärung wird nun die Gese mit der Würze bei einer in den
zwanziger Gradten liegenden Temperatur angesetzt. Je sauerer das
Weisbier sein soll, um so höhere Temperatur wird gewählt. Stellt
man die Würze bei einer Temperatur von 15 bis 16 Grad an, so
erhält man ein schon recht sauer schmeckendes Weisbier, da sich aber
der Geschmack der Bevölkerung doch etwas geändert zu haben scheint,
indem jetzt weniger sauer schmeckendes Bier bevorzugt wird, so pflegt
man das Bier bei einer Temperatur von etwa 12 Grad anzustellen.
Die in den Weisbierbrauereien benutzte Gese besteht aus obergäriger
Gese mit einem Zusatz stäbchenförmiger Milchsäurebakterien. Der
Hauptgärprozess geht in etwa 3 Tagen in nicht künstlich gefüllten
Kellern vor sich. Das vergorene Bier zeigt kaum noch eine Spur von
Hopfengeschmack. Von den 10 Prozent Extraktgehalt sind nach der
Gärung kaum 4 Prozent übrig; von den andren 6 Prozent sind je
etwa 3 Prozent in Alkohol und in Kohlensäure umgewandelt. Der
Alkoholgehalt des Berliner Weisbiers bewegt sich also in den Grenzen
des Gehaltes bei den gewöhnlichen Lagerbieren.

Wenn man das jetzt erhaltene Produkt auch schon trinken kann,
so pflegt man es doch mit Frischbier zu versehen, ehe es an die
Restaurateure usw. abgegeben wird. Zum Ausschank wird nun das
Berliner Weisbier — oft mit Wasserzusatz — auf Flaschen gefüllt
und so einer zweiten Gärung unterworfen. Je höher der Frisch-
bierzusatz war, um so schneller wird das Weisbier reif. Die Flaschen-
reife kann in 1 bis 2 Wochen eintreten; gewöhnlich schenkt man aber
das Bier erst nach 4 bis 6 Wochen aus. Läßt man das Weisbier
in den Flaschen länger als ein Vierteljahr, so wird es immer saurer,
während der Kohlensäuregehalt abnimmt. Nach alter Berliner Sitte
wird aber auch heute noch vielfach Weisbier erst ausgekühlt, nachdem
es zwei Jahre im Keller gelegen hat. Jetzt besitzt das Getränk einen
an saureren Roselwein erinnernden Geschmack, der bei vielen Weis-
biertrinkern sehr beliebt ist.

Die Weisbierbrauerei hat aber mit Skalamitäten zu rechnen, in-
dem hin und wieder Bakterien auftreten, die dem Bier den dünn-
flüssigen Charakter nehmen, es sadenziehend machen und es oft so
weit umwandeln, daß man es in ein Glas bringen kann, aus dem es
nicht wieder herausfällt, selbst wenn man das Gefäß vollständig um-
kehrt. Nach 6 bis 13 Wochen haben diese Bakterien ihre Lebens-
bedingungen eingebüßt, das Weisbier wird wieder normal und nun-
mehr von manchen Freunden dieses Getränkes ganz besonders gern
getrunken.

Der Rückgang des Weisbierkonsums ist zum großen Teil darauf
zurückzuführen, daß es sich nicht recht für den Massenausgang der
modernen Großbetriebe des Restaurationsgewerbes eignet, es sei denn,
daß ein großes Bedienungspersonal bereit gehalten wird. Das Ab-
ziehen des Weisbiers auf Flaschen ist eine lästige Arbeit; dazu kommt,
daß das Einschänken von Weisbier eine Kunst ist, die nicht von jedem
ausgeübt werden kann.

Um diese Uebelstände zu beseitigen, hat man in den letzten Jahren
Versuche mit dem direkten Ausschank von Weisbier vom Faß gemacht.
Abgesehen davon, daß die dazu erforderlichen Einrichtungen nicht nur
sehr kompliziert sind, kommt auch in Betracht, daß sie sich recht teuer
stellen. Sprechen diese Gründe gegen die eben erwähnte Neuheit, so
kommt als wichtigster Grund gegen das Faßweisbier die Tatsache
in Betracht, daß der richtige Weisbiertrinker behauptet, dieses Bier
habe nicht den guten und eigenartigen Geschmack des Flaschenbieres.
Da endlich das Weisbier hauptsächlich als Sommergetränk konsumiert
wird, so ist auch daher die Verdrängung dieses lokalen Bieres durch
andere Biere erklärlich.

Wenn nun auch der eigentliche Weisbiertrinker über sein Getränk
nichts kommen läßt, so muß doch zugegeben werden, daß es ein Getränk
ist, das nicht viel Aroma besitzt. Aus diesem Grunde ist es denn auch
erklärlich, daß zur Geruchs- und Geschmacksverbesserung des Berliner
Weisbiers von den Konsumenten manche Hilfsmittel benutzt werden.
So pflegt man z. B. vielfach das Weisbier mit einem Zusatz von
Himbeerast zu genießen, und auch das Hineingießen von Schnaps
— der Berliner bestellt dann: Eine Weiße mit „Strippe“ — ist aus
dem gleichen Grunde erklärlich, wenngleich oft behauptet wird, daß
die „Strippe“, also der besonders zum Weisbier genossene Alkohol
die abführende Wirkung dieses Berliner Lokalgetränktes mildern
soll. —
R. M. G r e m p e.

Kleines feuilleton.

— Die Heilkunst der Scharfrichter. Zu den Heilkünsten rechnete
man in früheren Zeiten nicht nur die Ärzte, die sich mit inneren
Krankheiten zu befassen hatten, die Wader und Barbier, die äußere
Schäden zu heilen unternahmen, sondern auch die Scharfrichter, und
nicht etwa die unwissende, abergläubische Menge allein brachte ihnen
Vertrauen entgegen, sondern auch der ehrbar weise Rat mancher
deutschen Reichsstadt erkannte ihre Heilkunst innerhalb gewisser
Grenzen an. In der Stadt E g e r machte sich 1581 eine Abgrenzung
der ärztlichen Befugnisse des Henters nötig, weil Wader, Barbier und
Steinschneider sich beschwerten, daß Meister Philipp, der Scharfrichter,

ihre Handwerker durch seine allzu ausgedehnte Praxis schädige. Der Rat verordnete infolgedessen, daß Meister Philipp außer Arm- und Weinbrühen und Einrenten der Glieder (was er wegen der Forderungen verstehen mußte, um Ausgerenktes wieder in Ordnung zu bringen) nichts ferner zu heilen unternehmen solle. Im Volle lebte aber einmal der Glaube, daß der Hentke mit geheimen Mächten im Bunde sei und deshalb ganz besonders wirksame Mixturen zu brauen verstehe. Daher half die Verordnung des Rates auf die Dauer nicht viel, und die Beschwerden der Bader erneuerten sich. Da wandte sich der Rat von Eger an die für besonders erleuchtet geltenden Stadtväter von Leipzig und Regensburg, um zu erfahren, wie es dort mit den Bädern und Scharfrichtern gehalten werde. Die Antworten von Leipzig und Regensburg hat jüngst, wie die „Königliche Zeitung“ berichtet, Dr. Siegl in Eger in der Prager Medicinischen Wochenschrift aus dem Egerer Archiv mitgeteilt. Der Leipziger Rat antwortete etwas mürrisch, man habe nur den Bädern in dem Falle, daß sie das Barbierhandwerk gelernt, nachgelassen, Weinbrühe und frische Wunden zu heilen; wer sich einem Scharfrichter anvertrauen wolle, möge es außerhalb des Stadtweichbildes auf eigene „Gefahr und Wagnis“ thun. Der Regensburger Scharfrichter durfte von Rechts wegen nur „verrenkte Glieder einrichten und schwindende Glieder schmieren“. Man ließ es deshalb in Eger bei der Verordnung von 1581 bewenden. Aber jahrhundertlang zog sich der Hader zwischen Bädern und Hentke, dessen Praxis sich keineswegs auf Arm- und Weinbrühe beschränkte, fort, und noch 1787 beschwerte sich der Egerer Stadthypothek Dr. Adler und spätere Brunnenarzt von Franzensbad wegen der „Pforcherei“ des Scharfrichters. Der Rat war jedoch bis dahin sehr geneigt gewesen, die ärztliche Thätigkeit seines Scharfrichters zu unterstützen. Einmal, im Jahre 1613, hatte er ihm sogar erlaubt, von einem Hingerichteten das Fett abzuziehen, „weil davon vielen Menschen Hülfz gesehen kann“, und hatte auch späterhin von den anzustellenden Hentken wundärztliche Befähigung verlangt. Im Jahre 1788 wurde endlich der städtische Scharfrichter entbehrlich, weil die Todesstrafe abgeschafft worden war. Der letzte Scharfrichter der Stadt Eger war Karl Guß, ein wegen seiner Heilkunst auch außerhalb des Egerlandes viel gesuchter Mann. Von ihm berichtet Dr. Siegl, daß er ein Vermögen durch seine Praxis erworben, das er gänzlich auf seine große Münzen- und Mineraliensammlung verwandte, die auch von Goethe, der bei seinen Reisen nach Karlsbad sich öfter in Eger aufhielt, besichtigt wurde. Die losbaren Sammlungen dieses letzten Egerer Scharfrichters gingen in den Besitz des Fürsten Metternich zu Königswart in Böhmen über, wohin Guß selbst 1828 als Auktions der Sammlungen übersiedelte. Er starb daselbst 1838 und hinterließ eine handschriftliche wertvolle Egerer Chronik in vier Foliobänden. —

u. Magnetismus im Alterthum. Bekanntlich werden gewisse Schutzeinrichtungen an antiken Tempeln gegen unbesugte Berührung dadurch erklärt, daß die Alten, natürlich ohne sonstige Kenntnis elektrischer Erscheinungen, durch zufällige Beobachtung erfuhren, daß gewisse Metalle, in bestimmter Weise angeordnet, dem, der sie berührte, Erschütterungen versetzten. Es scheint, daß die Alten auch magnetische Erscheinungen sich zu Kultuszwecken dienlich zu machen suchten; dies ist um so eher wahrscheinlich, als die einfache magnetische Anziehung viel weniger komplizierte Einrichtungen nötig machte, als das Zustandbringen elektrischer Vorgänge. Immerhin aber sind auch die magnetischen Erscheinungen in antiken Tempeln beachtenswert, besonders darum, weil die angezogenen Eisenmassen so groß waren, daß es ganz gewaltiger Magnete bedurfte, um auf sie einzuwirken, und dem klassichen Altertum ja nicht der elektrische Strom zur Verfügung stand, der es uns ermöglicht, beliebig große Eisenmassen beliebig stark zu magnetisieren. Wohl die älteste auf uns gekommene Nachricht von Anwendung des Magnetismus in größerem Umfange betrifft einen Tempel in Alexandria; dort schwebte ein sehr altentümliches Götterbild frei in der Luft, und dies Mirakulum, das uns heute nicht sonderlich erregen würde, verschaffte dem Tempel, in dem es zu sehen war, eine ganz besondere „Anziehungskraft“ — nicht im magnetischen Sinne, sondern auf die Gläubigen. Nehliches berichtet auch Kalliodor. Er erzählt von einem eisernen Cupido, der, ohne durch Träger oder Bänder gehalten zu sein, nicht nur frei stand, sondern auch sogar nach einer gewissen Richtung hin ging. Die direkte Erwähnung, daß der Cupido von Eisen war, deutet ohne weiteres darauf hin, daß Magnetismus im Spiele war, und seine Bewegung wird am einfachsten dadurch zu erklären sein, daß der Magnet, der auf ihn einwirkte, bewegt wurde. —

Theater.

Schiller-Theater. „Der Meister von Palmyra“. Dramatische Dichtung von Adolf Wilbrandt. — Das Werk, das im Jahre 1889 erschien und Mitte der 90er Jahre hier in Berlin vom Deutschen Theater gespielt wurde, ist ein Vorläufer jener symbolisierenden Märchendramatik, die nach dem raschen Erschlaffen der jungen naturalistischen Produktion eine Zeitlang äppig wucherte, ein Vorläufer in der Richtung der Vorzüge und Schwächen von typischer Bedeutung für das ganze Genre, wie es sich seither bei uns — von Maeterlinck ist dabei selbstverständlich nicht die Rede — entwickelt hat. Eine tiefe Wahrheit soll in dem Spiel der freien, von den hemmenden Schranken der Wirklichkeit gelösten Erscheinungen sich kundthun! Das Ziel ist hoch gesteckt, aber den Schwingen der Phantasie gebriecht die Kraft, es zu erstiegen. Allzu deutlich sieht man den Plan, nach dem die Scenen, um den allgemeinen Gedanken zum Ausdruck zu bringen, mit ver-

ständiger Ueberlegung aneinandergereiht sind. So viel Wunder geschehen, das Wunderbare, das uns die Seele bewegen kann, fehlt; man sieht sich auf der breiten Heerstraße der Prosa. Erst in den letzten Scenen weicht der Baum. So mag die Märchenhandlung wohl symbolisch sein, aber ihre Breit ausgespannene Symbolistik läßt uns die Größe der Idee darum nicht wärmer, nicht lebendiger empfinden, sie zwingt, sie bewältigt nicht. — Was Wasser als ärgsten Fluch trifft, das wird Apelles, dem Meister von Palmyra, als die Erfüllung heißesten Begehrens von dem Schicksal gewährt. Der Tod, der alle niederstreckt, damit sie — hier schiebt der Dichter uralte, mythische, orientalische Ideen dem Werke ein — zu neuen Gestalten umgewandelt, wiederkehren in den Kreislauf des Lebendigen, wird an Apelles vorübergehen. Er soll beharren mitten im ewigen Wechsel. In strahlender Kraft und Schönheit, voll kühner Entwürfe, zieht er als ruhmgekrönter Sieger in die Vaterstadt ein. Der Glücksgöttin wird er den großen Tempel bauen. Doch sie bleibt keinem treu. Phöbe, die reizende Nömerin, ihm doppelt lieb, weil ihre Jüge an Jos gemahnen, das arme Christenmädchen, das er am Tage seines Triumphes unter den Steinwürfen des Pöbels sterben sah, verrät ihn, die Freunde wandeln sich in Gegner. Die ersten Bernunftstropfen fallen in den Kelch des Lebens. Jahre sind verstrichen, Palmyra ist christlich geworden, unter den gealterten Genossen sieht er allein noch aufrecht in ungebrochener Mannesstärke. Da trifft das Schicksal ihn mit einem seiner schwersten Schläge. Der Glaubenszwist, in welchem Persida, sein Weib, sich von ihm lossagt, vertreibt ihn aus der Stadt der Väter. Kalt und kälter wird es in seiner Einsamkeit. Gestorben sind alle, mit denen ein gemeinsames Erleben ihn verband, die Welt ist fremd und leer. Auch das letzte, woran sein Herz noch mit warmer Liebe hing, den Jüngling Nymphas, raubt ihm der Tod. Durch die alten Stätten Palmyras irrend steht er den Vernichter des Lebens in brünstigem Gebete als Erlöser an. Aus der Kirchen- thüre, umgeben von einer Schar der Armen, denen ihr Leben in werththätiger Hilfe geweiht ist, tritt Zenobia. Unwiderstehlich zieht ihn die Erscheinung an. In ihr erkennt er, umgewandelt und verklärt, all die Gestalten, die ihm auf seiner Lebensbahn die teuersten gewesen sind: Jos, Phöbe, Persida und Nymphas. Er, der festhalten wollte die flüchtig vergängliche Gestalt des eignen Ich, hat eben so zu innerlicher Erstarrung sich verdammt, jene aber, sterbend und wiederkehrend, haben „im Wechsel geblüht“ und aufwärts strebend sich zur Schönheit entfaltet. Vollendet ist die Bahn, die ihm bestimmt war, erbarmend saßt ihn die kalte Hand des Todes an.

Die Aufführung im Schiller-Theater fand großen Beifall. Max Montor war ein jugendlich feuriger Apelles, weniger natürlich stand ihm das Alter zu Gesicht. In der großen weiblichen Verwandlungsrolle gelangen Fräulein Biecke Phöbe und Zenobia am überzeugendsten. Sehr eindrucksvoll mit seinem tiefen, prächtigen Organ sprach Pat egg die geheimnisvollen Worte des Todes. —

—dt.

Musik.

Wenn in unsren Konzertsälen Liedkompositionen älterer und neuerer Richtung vorgetragen werden, dann ist es allerdings leichter, den in den neueren Leistungen liegenden Fortschritt anzuerkennen und mit einer Redewendung wie „ausdrucksvoll“ abzutun, als ihn deutlich zu beschreiben. Ist es damit gegenüber der Eigenartigkeit des Tonwesens, die niemals recht durch eine andersartige Sprechweise darzulegen sein wird, schon überhaupt möglich, so verjagt eine außer dieser Welt stehende Darlegungsweise erst recht dann, wenn Dyrichs charakterisiert werden soll. Specieell der Kritiker ist dabei übel daran, wenn er seine Werthschätzung eines Kunstwerkes oder einer Gruppe von solchen rechtfertigen, ja auch nur einigermaßen klar machen soll. Zu besonderem Bewußtsein kam uns dies neulich, als wieder einige Liedkompositionen von Konrad Ansoerg zu hören waren und unsre Bemühung, ihren günstigen Eindruck zu kennzeichnen, uns vergeblich zu sein schien.

Leicht ist es immerhin, sich einige Rechenhaftigkeit von dem großen Abstand zu geben, um den solche moderne Leistungen von den Anfängen ihrer Gattung entfernt sind. Die Anfänge dessen, was wir in der Musik „Lied“ nennen, liegen nach gewöhnlicher Annahme im deutschen Singspiel, wie es als ein Gegenstück zum kunstmäßigeren Opernwesen des Auslandes namentlich seit den 60er Jahren des achtzehnten Jahrhunderts blühte und uns mit nicht wesentlichen Veränderungen noch immer auf der Bühne begegnet. Damit war für Goethe eine Anregung zu seiner poetischen Lyrik vollsmäßiger Art gegeben, und dieser Schatz Goethes spendet sich heute noch den nach Texten suchenden Komponisten. Goethes Texte gaben schon zu seinen Lebzeiten einigen Komponisten zu thun, die in der Geschichte des Liedes vorangehen, nur daß noch nicht der springende Punkt der zu unsrer Gegenwart führenden Entwicklung gefunden war. Diesen Punkt bildete das Streben, die Musik dem Text möglichst angemessen zu machen. Die verschiedene Art und Weise dieser Angemessenheit ergibt nun die Verschiedenheiten der neueren Liedkomposition. Die hauptsächlichsten Differenzen sind folgende. Vor allem handelt es sich um die Begleitung des Gesanges. Sie war in der älteren Zeit diesem so untergeordnet, daß sie ihm gegenüber kaum in Betracht kam. Seither ist dies beim kunstmäßigen Lied kaum jemals der Fall; dem steht schon das hohe Interesse entgegen, mit dem jetzt das Klavier — das hauptsächlichste Begleitungsinstrument — behandelt wird. Eher kommt der entgegengesetzte Fall vor: ein Ueberwiegen des Interesses am instrumentalen Teil des Ganzen gegenüber dem vokalischen, wie es

uns bei einigen Neuereu, z. B. bei H. Strauß und H. Wolf der Fall zu sein scheint. Nun aber die engeren Beziehungen: die Begleitung steht dem Gesang mehr nur dienend und einigermaßen abgeschlossen gegenüber, oder sie verwebt sich enger mit ihm zu einem gleichgeordneten Bestand des Ganzen; ersteres mehr die ältere, letzteres mehr die neuere Weise. Schubert, sozusagen der Begründer der neueren Liedkunst und namentlich der Schöpfer einer ausführenden Begleitung, steht noch mehr auf der ersteren Seite. Seine und Mendelssohns Begleitungen könnten noch geradezu als Klavierübungen dienen. Für Schumann trifft dies halb zu und halb nicht zu. Gänzlich überwunden ist es bei Robert Franz. Und mit diesem ist wenigstens grundsätzlich das gegenwärtige Ideal der Liedkomposition erreicht. Er giebt ganz einfach den Inhalt des Gedichtes musikalisch wieder. Er thut es mit einer Schlichtheit, über die nun freilich hinausgegangen werden kann, mit einer Gleichmäßigkeit und Rundung des Ganzen, der gegenüber einzelne Seiten des Ganzen reicher und schärfer hervortreten können. Im blühenden Aberg der Töne leistet Schumann, in der Wiedergabe der Sprachlinien mancher Neuere, wie etwa A. Ritter, mehr. Und hier thut sich nun ein besonderer Gegensatz auf. Der Komponist verlegt sich entweder darauf, dem Gesamtgeiste des Textes den Gesamtgeist der Komposition entsprechen zu lassen, oder er läßt diese von Teil zu Teil den einzelnen Schritten des Textes entsprechen. In jenem ist Schubert der Größte, und die mehr romantischen Meister wie Schumann folgen ihm nach. In diesem dagegen suchen Liszt und die ihm Nachfolgenden bis herab etwa auf W. Waite das Schärfste an Charakterisierung zu erreichen. Nun aber, wenn wir noch weiter beschreiben wollen, geraten wir immer mehr ins Dunkel. Am ehesten läßt sich noch folgender Gegensatz feststellen. In guten Texten liegt eine Stimmung, und diese Stimmung vermag ein Komponist nachzuzeichnen. Er kann uns aber auch eine Stimmung von sich aus geben, sozusagen vorzeichnen, und uns durch sie dadurch so disponieren, daß wir nun die Bilder des Dichters besser in uns aufnehmen, zumal wenn sie nicht leicht ohne weiteres aufzunehmen sind. Und darin scheint uns nun, sofern eine Worterklärung hier überhaupt einen Sinn hat, die spezifische Kunst Ansgores zu liegen; und damit stimmt es auch, daß er gern Texte von H. Dehmel wählt, gewiß nicht dem plastisch-klarsten der bedeutenderen Liederdichter von heute. Wie er, beispielsweise zu den Gedichten „Legte Bitte“ und „Himmelfahrt“, von vornherein eine Begleitung anschlügt, die nicht etwa die Darstellung des Dichters nachzeichnet, sondern uns ein ganz eignes musikalisches Fühlen giebt, das jener entgegenkommt; wie er uns dann weiter so führt, daß wir leicht die Schritte des Dichters mitmachen, emporsteigende — oder was es sonst eben für Schritte sind: das ist speciell Ansgores Liedkunst.

Wir sind zu diesen Darlegungen angeregt worden durch einen Niederabend von Helene Verard. Nicht weil ihre Sangesweise uns etwa besonders innerlich ergriffen hätte; ihre gewaltige, gut ausgeglichene Stimme paßt besser zu pathetischen Ariens älteren Stils. Aber ihr Programm gab einige gute Heberblide über die Entwicklung des Liedes seit Mendelssohn, und das Verhalten des Publikums war charakteristisch. Ein Lied von R. Franz bestätigte wieder, was wir oben sagten; kaum eine Nummer des Programms, die nicht durch ein Hervortreten nach dieser oder jener Seite hin — bei Ansgore durch eine gewisse Gewaltkraft — über der Innerlichkeit von R. Franz einen Vorteil hatte. Ein Begehren des Publikums nach Wiederholung wurde keinem der Lieder von Ansgore zu teil, obgleich dieser selbst als Begleiter mit Interesse begrüßt wurde, wohl aber einem Niisch (wie die Maler sagen) von P. Scheinpflug. Und die bekannte traurige Unart des Publikums, in den Begleitungsschlus eines Liedes hineinzuklatschen, kam in besonders auffallender Weise zur Geltung gegenüber einem Liede („Beherzigung“ nach Goethe) von H. Strauß.

Wir wären zu jenem Konzert vielleicht garnicht gelangt, hätte es uns nicht als Ersatz dienen müssen für eines, das wir besonders gern in unsre Betrachtung gezogen hätten. Es war ein armenischer Abend angekündigt, an dem neben andersartigen Vorträgen auch armenische Kompositionen kommen sollten. Wer einmal auch nur wenige Beispiele von solchen gehört hat, behält den Eindruck einer gewichtig ernsten, harmonisch eigenartigen Kunst. Leider war jener Abend, obwohl als öffentlich mit Villetverlauf angesetzt, schließlich doch nicht durch eine offene Kasse zugänglich. Wir bedauern eine solche Erschwerung des Kunstinteresses und der Kunstkritik um so mehr, als unserm Konzertleben über seine einseitige Auswahl und Bevorzugung mancher ausländischer Leistungen hinaus nicht nur eine Gerechtigkeit gegen heimische Komponisten, sondern auch eine gleichmäßige „Weltpolitik“ nothut. Auf musikwissenschaftlichem Gebiete wirkt jetzt die „Internationale Musik-Gesellschaft“ wenigstens mit einigen Anfängen; hoffentlich geben diese bald auch praktisch zu thun. —

Kunst.

—h. Von Hans Thoma bringt der Kunstkalon von Keller u. Meiner eine Ausstellung, die eine Anzahl älterer und jüngerer Bilder und die zahlreichen Steindruckblätter des Künstlers vereinigt. Unter den Bildern sind es besonders die Motive aus dem Schwarzwald, die die Aufmerksamkeit fesseln. Dabei drängt sich der Unterschied zwischen den Bildern, die etwa aus dem Ende der 70er Jahre stammen, und den um zwei Jahrzehnte jüngeren dem Auge sehr stark auf; aber es scheint nicht, daß der Vergleich zu Gunsten

der letzteren ausfällt. Man halte etwa das Bild „Schwarzwaldflora“ (1879) gegen den „Julitag“ (1896). Wie auf diesen, so findet man auf allen entsprechenden einen starken Gegensatz zwischen der lichten lockeren Farbigeit der früheren und dem gleichmäßigen, flächigen, fast trockenen Farbonauftrag der späteren Arbeiten. Das geht so weit, daß in den Porträts die Farbe einen beinahe metallisch glänzenden Charakter annimmt, der oft von einer verletzenden Härte ist. Das Motiv, das den Künstler in diese Richtung trieb, liegt wohl in der immer stärkeren Betonung der Linie, in dem Bestreben, in der Natur wenige, scharf umrissene Züge herauszuarbeiten, die ihren Charakter bestimmen. Aber er erscheint in der früheren, mehr malerischen Art ungleich liebenswürdiger und lebendiger, wie auch seine Farben, auf ein weiches Blau oder Grau gestimmt und in zarten Nuancen abgestuft, mehr anmuten als die kälteren, trockenen der späteren Zeit. Wie fein ist die Abendstimmung im Schwarzwald mit der herabsinkenden Dämmerung zwischen den hohen Stämmen, durch die nur hier und da noch ein erlöschendes Goldgelb vom Abendhimmel hindurchblüht. Auch in dem „Felsenthal“ ist, obwohl hier schon die glattere Manier anlingt, der Gegensatz zwischen den Dämmer-tönen der tiefen Schlucht und dem letzten Rot der Wolken über den hohen Felsen noch sehr diskret zum Ausdruck gebracht. Die geschilderte Entwicklung, das Hervortreten der Linie, die Zurückführung der nuancenreichen, sich in einem bestimmten diskreten Gesamton einigenden Farbentöne auf wenige breit hingestrichene Hauptfarben, zeigt den stark dekorativen Charakter der Kunst Thomas, der in den letzten Jahren immer deutlicher zum Ausdruck gekommen ist. Dafür sind die vielen Steinbrude bezeichnend. Es sind Blätter, die mit ihrer einfachen, klaren Zeichnung auf dem fein gewählten farbigen Papier wirklich als wundervoller Wandschmud dienen können. In ihnen äußert sich — bei mancher befreimendenden Einzelheit — die anziehendste Seite der Thomaschen Kunst, der unererschöpfliche Reichtum an Ideen und Motiven, die treuherzige, oft humorvolle Auffassung seines zum Sinnieren über Gott und die Welt gestimmten Gemüts, die lebhaft Phantasie, die in den Gestalten der deutschen Sage lebt und die Natur mit Lebewesen bevölkert, in denen die Stimmung einen prägnanten Ausdruck gewinnt. —

Humoristisches.

k. Amerikanischer Humor. Sie kann sich's leisten. „Ich würde mich gern für Sie opfern.“ sagte der arme Graf. „Das ist nicht nötig.“ entgegnete Miß Gotor. „Wem ich mich entscheide, Sie zu nehmen, kann ich es mir leisten, den regulären Preis zu zahlen.“ — Bewiesen. „Ihr Sohn ist, wie ich höre, Student der Philosophie?“ „Ja, ich glaube wohl. Ich kann nicht verstehen, worüber er spricht.“ — Ein kostbares Geschenk. „Was werden Sie Ihrer Frau zu Weihnachten schenken?“ „Ich werde ihr einen Abend in der Woche schenken. Ich habe mich entschlossen, aus einer der geheimen Gesellschaften, denen ich angehöre, auszutreten.“ — Ein Optimist. „Was ist ein Optimist, Vater?“ „Ein Optimist, mein Sohn, ist ein Mann, der glaubt, daß in einem oder zwei Monaten die Kohlen billig sein werden.“ — Verbesserte Inschrift. Eine Witwe in der Grafschaft Pilsack hatte auf ihres Gatten Grabdenkmal die Inschrift setzen lassen: „Mein Schmerz ist so groß, daß ich ihn nicht ertragen kann.“ Als sie sich ein Jahr später wieder verheiratete, ließ sie der obigen Inschrift das Wort „allein“ hinzufügen. — Ein Vorteil. „Ich denke, eine Frau kann ihres Mannes Liebe am besten erhalten, wenn sie ihm unbeschränkte Freiheit giebt.“ „Das denke ich auch. Außerdem ist es wahrscheinlich nützlich, um die Scheidung zu erlangen.“ — Eine Aektfertigung. „Sie mißbilligen die konventionellen Lügen?“ „Ja.“ antwortete Miß Cayeme. „Und doch habe ich Sie zu vielen Leuten sagen hören: „Ich bin ganz entzückt, Sie zu sehen!“ Und die Bemerkung entsprach auch in jedem Fall der Wahrheit. Ich möchte nämlich nicht blind sein.“ —

Notizen.

— Die Hamburger Bürgerschaft hat — zustimmend dem Antrage des Senats — dem Pfrifer Gustav Falke ein Jahresgehalt von 3000 Mark bewilligt. — Die Münchener Zeitschrift „Die Gesellschaft“ sieht sich gezwungen, ihr Erscheinen bis auf weiteres aus-zusetzen. — Philipp Langmanns Drama „Die Herz-marke“ ist vom Schauspielhaus zur Aufführung angenommen worden. — „Otto der Faule“, ein Lustspiel von Hans Q'Aronge, geht Ende dieses Monats erstmalig im Luifen-Theater in Scene. — Eine technische Kuriosität hat ein amerikanischer Erfinder Namens Miswid in die Welt gesetzt, nämlich ein heizbares Bett, das gewiß für alle Eigentümer kalter Füße namentlich während der Wintermonate ein willkommener Besitz wäre. Die „Erfindung“ besteht aus einer Reihe von Warmwasserrohren, die auf der Unterseite und um das Bett herum verlaufen und mit einem kleinen Behälter unter dem Bett in Verbindung stehen; letzterer wird durch eine kleine Lampe geheizt. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 8. Februar.

Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.